

Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter
Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden
Band: 3 (1927)

Artikel: Pestalozzi und Baden
Autor: Haller, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-320287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

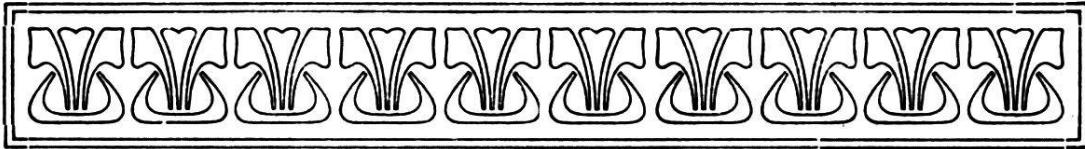
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Pestalozzi und Baden.

Adolf Haller, Turgi.

Die Grafschaft Baden kann sich zwar nicht rühmen, im Leben Heinrich Pestalozzis eine Stellung eingenommen zu haben, die etwa jener der benachbarten Hofmeisterei Königsfelden gleichkäme. Immerhin bestanden der Beziehungen so viele, daß es sich wohl lohnt, im heurigen Jubiläumsjahre ihrer besonders zu gedenken. War es doch ein bloßer Zufall, daß der große Kinder- und Armenfreund nicht in einem bedeutungsvollen Abschnitt seines Lebens im Gebiete des heutigen Bezirks Baden sich niederließ.

Das war im Sommer 1768. Anfangs Juni war der 22jährige ehemalige Studiosus, der sich mehr durch seinen Freiheits- und Gerechtigkeitsinn, als durch wohlabgewogene Schülertugenden ausgezeichnet hatte, in seine Vaterstadt Zürich zurückgekehrt, nachdem der bernische Chorgerichtschreiber Schiffeli in Kirchberg ihn während neun Monaten in die Kunst des Landbaus eingeführt hatte. Bereits stand er in Unterhandlung mit dem Bankhause Schultheß zum „Gewundenen Schwert“, um auf gemeinsames Risiko den Anbau der zur Rotfärbung begehrten Krappwurzel zu betreiben. Das Herz einer begüterten Kaufmannstochter, Anna Schultheß zum „Pflug“, besaß er auch, nicht aber die Einwilligung von deren Eltern, die zu viel Geschäftssinn besaßen, um dem unordentlichen Idealisten einen praktischen Erfolg zuzutrauen. Der ließ sich indessen nicht entmutigen, durch immer neue wohlberechnete Projekte sein berufliches Können zu beweisen und schaute sich in der engern und weitem Umgebung Zürichs nach einem für seine Zwecke geeigneten Landgute um.

Als Pestalozzi, durch einen Zürcher Bekannten empfohlen, im Pfarrhause zu Gebenstorf anklopfte, hätte er sich noch nicht träumen lassen, daß des Pfarrers Vierjähriger, Albrecht Kengger, dreißig Jahre später als helvetischer Minister ihm helfend entgegengetreten werde. Wohl aber gefiel ihm die Gegend so ausnehmend gut und gab sich Pfarrer Kengger, der auf seine Zürcher „Connnaissance“ große Stücke hielt, solche Mühe, dem für den Landbau begeisterten Stadtbürger an die Hand zu gehen, daß dieser bald entschlossen war, in Gebenstorf und nirgendwo anders sich niederzulassen. Auch die beträchtliche Entfernung des Birrfeldes, das er auf Kenggers Veranlassung studierte und zum Erwerb eines eigenen Gutes in Aussicht nahm, schreckte ihn nicht davon ab, in dem vorwiegend aus Strohhäusern bestehenden Dorfe zwischen Reuß und Limmat eine Wohnstätte zu suchen.

Und doch bestand für ihn gerade in diesem Zeitpunkte Aussicht, als Verwalter der Johanniter-Kommende Bubikon bei Rapperswil in eine angesehenere und einträglichere Stellung zu gelangen. Mehr seiner Mutter und dem als Arzt berühmten Oheim Dr. Hoß in Richterswil zuliebe, als aus eigenem Antrieb, machte Pestalozzi zwar anfangs August, bewaffnet mit einigen Rekommandationschreiben und den Ermahnungen seiner Braut, sein galant und höflich zu sein, am obern Zürichsee seine Besuche; aber unmittelbar nach der Rückkehr meldete er an seine „Innig geliebte Herzensfreundin“: „Ich bin wieder da, weiter als jemals von dem Gedanken auf Bubikon entfernt. Noch rede ich nicht das Gegenteil vor Mama und Dr. Hoß, aber sie ist bestimmt, die Hütte, in der ich mit Dir wohne; ländlich ist sie, nicht eine geräuschvolle Herrschaft. Mich soll kein filziger Orden beherrschen, nein, ruhige Freiheit des kleinen unbemerkten Landmanns, du bist von neuem schätzbar in meinen Augen. Ich habe es gesehen, daß Gefahren von Unruhe die großen Gewerbe begleiten, da, wo die Gewalt nicht mein wäre und jede Gegenwart unwissender Herren dem redlichsten Amtmann schrecklich wäre. Nein, diese Woche noch eile ich auf Gebisdorf, da suche ich mir eine Wohnung; in ihrer Nähe fließen sanft murmelnde Flüsse vorbei, dem arbeit-

samen Landmanne ein sicherer Gewinn! Da will ich wohnen und in Deinen Armen Ruhe von meiner Arbeit genießen.“

„Meine Reise nach Gebisdorf ist in jeder Beziehung sehr angenehm ausgefallen“, schreibt er am 14. August, „ich fand in verschiedenen Rücksichten diese Gegend mehr noch als irgend eine andere meinen Absichten sehr bequem, aber Pfarrer Kengger traf ich nicht an“. In Brugg aß er zu Mittag bei Pfarrhelfer Koll, dessen Heirli Anna Patin war, und schwelgte unterwegs so in seinen Zukunftsträumen, daß er im Ernste melden konnte: „Es ist bloß eine Viertelstunde von Gebisdorf bis auf Brugg“.

Es folgten häufige kürzere und längere Besuche im „Baderbiet“, wie er die Landschaft zu nennen pflegte; mit den Wohnverhältnissen aber stand es so schlimm, daß der sonst fortwährend auf Beschleunigung der Heirat bedachte Bräutigam einige Wochen später bitten mußte: „Mein Kind, wenn es sein kann, so laß mich diesen Winter noch allein in Gebisdorf. Meine Hütte ist unaussprechlich elend; es ist die einzige, die feil ist an diesem Orte, und ich muß noch viele Klugheit gebrauchen, daß sie mir nicht entzogen werde“. Die vornehme Bürgerstochter aber, die ihrem Erwählten auch an Alter um sieben Jahre voraus war, antwortete in rührender Bescheidenheit, wenn auch nicht ohne eine leise Bitte anzuschließen: „Wie oft muß ich Dir noch wiederholen, daß mit Dir mir keine Hütte zu elend? Dieser Entschluß und die Vorstellungen, die ich mir davon mache, rühren nicht von romanhaften Vorstellungen her; ich weiß gewiß, daß ich mich wegen Einschränkungen nie beklagen werde. Gott Lob, daß ich immer empfinde, wie glücklich ich bin, Deiner Tugend alles aufzuopfern. Ist diese Hütte aber gar zu sehr Wind und Regen ausgesetzt, mein Teurer, so wird sie doch einmal müssen ein wenig zurecht gemacht sein, so wie Tschiffelis Lehhaus; Du weißt, Stube und Kammer ist für uns lange genug. Nochmals, mein Teurer, handle hierin, wie wenn Du und ich einer wären — oder gehe eine Zeit lang ins Pfarrhaus und laß unsre Wohnung zurecht machen; so lang oder kurz Du willst, bleibe ich noch beim Pflug, Du ersetzt mir ja alles“.

„Ich bin fast auslachenswert“, spann er den Faden weiter, „daß ich Dir so wenig traue; wenn ich eine so armselige Landhütte ansehe, so schauert mich, Dich hineinzuführen, doch zuletzt hoffe ich noch allezeit, die Sache so herauszubringen, daß die Gemächer nach angewandtem möglichstem Fleiß so schön und heiter sein sollen, als Eure reichen Gemächer unter dem adligen Gesellschaftshaus; aber bei meiner Seel', für diesen Winter kann ich Dir, wenn die Sache auch gerät, und es mir nicht entzogen wird, nichts versprechen, als Schutz gegen Frost und ein dunkles, finstres Gemach mit Wänden, in denen gewiß nicht alle Löcher diesen Herbst können zugemacht werden. Aber — im Ernst davon zu reden, ist es dennoch Schwäche von mir, daß ich Deinethalben in Sorgen bin; ich sollte doch endlich einmal begreifen, daß ich ebenso wenig Kommissär bin, um meinem gnädigen Fräulein Staatszimmer in Gebisdorf zu suchen, als ich Handlungs-Sekretär vom Pflug bin. Doch ist wirklich das Haus äußerst schlecht und fordert notwendige Reparatur. Dennoch wäre es eine wahre Fatalität, wenn es mir entzogen würde; es ist zur Zeit das einzige in dieser Gegend, welches feil ist“.

In die Begeisterung der Rousseau-Jüngerin „Wie wohl wird uns in unserm Winkelchen sein, ich freue mich mit ganzem Herzen darauf, sei es über kurz oder lang!“ mischte sich doch unvermerkt wieder der Wirklichkeitsinn der durch das Leben geschulten Frau: „Dies bißchen Eitelkeit muß ich Dir indessen gestehen: Ich wünschte, so elend das Haus ist, daß doch ein bißchen Reinlichkeit darin könnte behauptet werden; nicht, daß es mir nicht recht sei, wenn es Dir recht ist, aber Fenster und Boden werden doch können in kurzer Zeit geändert werden, wenn es Dir nicht entzogen wird. Geschieht dies letztere, mein Geliebter, so siehe es fast nicht als einen Anfall an, vielleicht ist es dann auch Vorsehung. Noch dies: Steht es mitten unter anderen Hütten, oder steht es allein?“

Noch einmal äußerte sich Pestalozzi über die Wohnung: „Das Haus ist wirklich elend, und die Hauptverbesserungen können wegen der Nähe des Winters erst im Frühjahr ausgeführt werden. Dennoch hoffe ich es noch vor Winter so

instand zu setzen, daß Du den Winter über gern darin sein wirst. Im Frühjahr soll es dann wirklich so gut gebaut werden, als Du es nur wünschest.“

Warum trotz aller Anstrengungen aus dem Projekte schließlich doch nichts wurde, läßt sich, da die wesentlichen Besprechungen wohl mündlich stattfanden, heute nicht mehr feststellen. War die Hütte am Ende überhaupt nicht mehr zu erhalten? Oder haben die Bedenken der an andere Ansprüche gewohnten Braut vielleicht doch überwogen? Oder war es einzig das vorteilhafte Angebot des Schultheißer Fröhlich in Brugg, das Pestalozzi bewog, statt in Turgi das Schiff zu verlassen, mit seinem Hausrat die Reuß hinauf nach Mülligen zu fahren, und dort sein Zelt aufzuschlagen?

Daß Pestalozzi mit Pfarrer Kengger in Gebenstorf — dieser wurde 1773 an das Münster nach Bern berufen — weiterhin in Beziehung blieb, beweist ein Auftrag, den er 1769 seiner Braut übermittelte: „Sage dem Bruder Jacques, daß Herr Pfarrer Kengger mich gebeten, für ihn auf der Züricher Messe zu einer kleinen einplätzigen Kutsche Harztuch zum Ueberzug zu kaufen; es schade nichts, wenn es schon eine Elle zu viel; aber gewiß nicht vergessen!“

Als endlich nach bitteren Kämpfen auch der Widerstand der Mutter Annas gebrochen war und die Stunde der Vereinigung nahte, da war es die Braut, die bestimmte: „Die Kirche soll Gebisdorf sein!“ und in dem kleinen, 1889 abgebrochenen Kirchlein hat am 30. September 1769 ein junger Vetter Annas, Hans Georg Schultheß, das Paar für das Leben verbunden.

Eine Geldverlegenheit, die ja bei dem Gebefreudigen nichts Seltenes war, soll Pestalozzi auch einmal nach Endingen zu dem als Wohltäter bekannten Juden Marum Dreyfus geführt haben. Als während der Neuhoßzeit ein ungeduldiger Gläubiger ihn bedrängte, nahm er eines Morgens den Weg nach dem Surbtal unter die Füße, um ein Darlehen von 150 Gulden aufzunehmen, das er sogar ohne Schuldschein erhielt. Spät nachmittags aber stellte er sich noch einmal bei Dreyfus ein und brachte mit unsicherer Stimme zum zweitenmal die

gleiche Bitte vor. Auf die erstaunte Frage nach der Verwendung der ersten Summe erzählte er, wie er auf dem Heimweg zwischen Stilli und Brugg ein armes Bäuierlein angetroffen, das ihm weinend klagte, seine einzige Kuh sei ihm verendet, und er sei als Vater von sechs kleinen Kindern in großer Not. Ohne einen Schuldschein zu verlangen, ja, ohne auch nur den Namen des Bauern zu erfragen, gab Pestalozzi ihm den eben entlehnten Betrag hin — und der Jude wollte an Gutherzigkeit nun auch nicht hinter dem Christen zurückstehen und händigte diesem nochmals 150 Gulden aus.

In einer ähnlichen Anekdote, die Herzog von Effingen als Geber nennt, wird überliefert, das nach seinem Wohltäter befragte Bäuierlein habe geantwortet: „Es war ein wüster Grüsel, aber ein seelenguter Mann; ich hab's ihm wohl angesehen!“

In der Stadt Baden scheint Pestalozzi, obschon er zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen oder zu Schiff oft dort vorbeikam, keine engeren Beziehungen unterhalten zu haben. Das Wenige aber, das wir davon wissen, zeigt ihn in seiner ganzen Originalität, seinem gesellschaftlichen Unvermögen wie seinem kindlich-reinen, allvertrauenden Herzen.

Nicht umsonst hat der große Pädagoge seine Braut einmal einen „ernsthafsten Schulmeister“ geheißt. Köstlich ist ihre Ermahnung an den in Mülligen ihrer Harrenden im Frühjahr 1769: „Frau Heß und Bodmer sind noch hier, Ende dieses Monats kommen sie sicher nach Baden. Du wirst aber viele Leute antreffen, wenn Du Besuche machen willst. Ich nehme mir also die Freiheit, Ihnen einen ordentlichen Putz zu empfehlen, Herr Pestaluz, besonders aber ein schwarz simpel und ordentliches Härchen; mit einem niedrigen oder mit gar gar keinem Düpe (tube, Zylinder) glaubt der Herr nicht, wie vortrefflich es ihm stehen würde, wenn die vielen Pfunde wüster Pomade fort wären — es is mâr meiner Sâhlig Ernst — und geht Ordnung und Unordnung in gleicher Mühe — ä bitte — endlich wird es doch sein müssen; ich will!“

Wie wenig jedoch die wohlgemeinten Ermahnungen fruchteten, belegt eine Anekdote, die einige Jahre später anzusetzen

ist. Da weilte die Gattin, die seit dem Untergang der Neuhofser Armenanstalt, in der sie selbst übermenschliche Arbeit geleistet hatte, häufig kränkelte, zur Kur in Baden. Einige vornehme Damen erfreuten sich des Umgangs der wohlwollenden, gebildeten Frau und warteten mit Spannung der Ankunft des berühmten Verfassers von „Lienhard und Gertrud“, der seine Gattin abholen wollte. Am Fenster wartend, sahen sie einen Mann in unmöglichem Aufpuß aus dem Wagen steigen. „Ach, du mein Himmel!“ entsetzte sich, zu Frau Pestalozzi gewandt, eine der Frauen, „Madame, was ist das für ein Monstrum?“ und erhielt die so einfache als unerwartete Antwort: „Madame, das ist mein Mann!“

Ein anderes Stücklein, das leicht weniger harmlos hätte ausgehen können, erlebte Pfarrer Ludwig Rahn, der von 1805 bis 1813 in Oberentfelden und hierauf in Windisch amte und zu Pestalozzis Freunden gehörte. Mit der Post gegen Baden fahrend, hörte er, wie der Postillon zwischen Othmarsingen und Mellingen auf seinem Boß schrecklich zu drohen und zu fluchen begann: „Komm nur her, du verfluchter Sallunk! du Himmelsdonner, kommst du meinem Roß zu nah — lug denn! Berchlöpfe will di und mit em Stecke durehaue, Chaib!“ Bevor jedoch der Aufgebrachte mit dem umgekehrten Peitschenstiel sein Opfer erreichte, hatte Rahn seinen Freund erkannt und dem Bedrängten, der in einer Hast vom Neuhof her gelaufen kam, die Wagentüre geöffnet. — Als man dann im „Ochsen“ zu Baden nach dem Mittagessen noch beim schwarzen Kaffee saß und der Postillon unter der Türe erschien, zu fragen, um welche Zeit es den Herren gefällig wäre, die Rückreise nach Aarau anzutreten: „Sag doch,“ rief Herr Pestaluz ihm vom Tische her zu, „wofür hast Du mich heute morgen angesehen?“ „He“, gab dieser zur Antwort, „wofür anders habe ich Euch halten können, als für einen von denen verfluchten, verfözelten Strolchen, die letzte Woche die Post am Mellingerberg händ agriffe welle!“ Der zu Unrecht verdächtige aber ließ lachend dem übereifrigen Hüter der Ordnung einen Schoppen aufstellen.

Ein ernsthaftes Unternehmen Pestalozzis aber nahm von

Baden aus seinen Gang in die Welt; das war das „Schweizerblatt“, das während des Jahres 1782 in der Stadt, „wo bisher das wichtigste Fabrikat in Spanisch Broten bestanden ist“, jeden Donnerstag erschien“. Die Zeitschrift selber nennt zwar keinen Druckort; daß es Baden war, wissen wir nur durch die Anzeige des Basler Ratschreibers Iselin in seinen „Ephemeren“. Aus Pestalozzis Briefen an den Basler Menschenfreund lernen wir auch die Vorgeschichte des Blattes kennen. Nachdem sowohl seine Großbauern- als seine Waisenvaterträume auf dem Neuhof für einmal in Scherben lagen, war Pestalozzi, von der Not getrieben, unter die Schriftsteller gegangen und hatte zwischen die Linien alter, überschriebener Rechnungsbücher und Lotterielisten hinein Aufsätze und Erzählungen zu schreiben begonnen, „wie ich damals auch Perücken gestreht haben würde, wenn ich damit Hilfe und Trost für mein Weib und Kind hätte finden können.“ Als man durch den unerwarteten Erfolg des ersten Teils von „Lienhard und Gertrud“ 1781 auf den „Einsiedler vom Neuhof“ zu horchen begann, entfaltete er eine unerhörte literarische Produktivität. Dazu gehörte auch ein Wochenblatt, von dessen Plan er schon im November 1780 an Iselin geschrieben, sich aber gleichzeitig beklagt hatte, seine Zürcher Mitbürger seien immer böse Zensoren, und er fürchtete, diese Herren würden seine Feder „ärgerlich necken und ihre hohen Herrschaftsrechte über dieselbe laut valieren machen“. Darum kam er im Januar des folgenden Jahres auf den Gedanken, das Blatt in Basel erscheinen zu lassen, die Zürcher würden es von da aus dann auch kaufen; die Zensur in Zürich unterdrücke „fast alle guten, treffenden, das Volk in seinen nächsten Angelegenheiten erleuchtenden Stellen, welche insonderheit in ein Wochenblatt daselbst eingesandt werden — und so ein recht geschriebenes warmes Wochenblatt, recht für die Bedürfnisse des Volks und seine Hirten, wäre doch zur Nationalbildung gewiß mehr wert, als alle Bücher“. Bei seinem nächsten Gange nach Basel legte er dem Buchhändler Flicke daselbst seinen Plan vor, doch trat dieser nach langem Zögern sogar von der Schrift „Gesetzgebung und Kindermord“ zurück. Der Versuch in Baden war

mehr als ein Anfang gedacht; die Schweiz mit ihrem klein-städtisch-aristokratischen Regiment und der strengen ständischen Gliederung begann Pestalozzi zu eng zu werden. Nachdem er schon dem fränkenden Heliin gegenüber schüchtern den Gedanken angetönt hatte, die Redaktion der „Ephemeriden“ zu übernehmen, richtete er seine Blicke am meisten nach Wien, wo er mit dem Minister Zinzendorf bekannt war. Denn die geheime Hauptabsicht des Wochenblattes wie aller übrigen Schriften Pestalozzis bestand darin, seine Brauchbarkeit für die Volks-erziehung zu zeigen.

Die 52 Oktav=Hefchen des „Schweizerblattes“, von denen das erste am 3. Januar, das letzte am 26. Dezember 1782 herauskam, und die zum überwiegenden Teil von Pestalozzi selbst geschrieben sind, enthalten eine bunte Folge von Aufsätzen, Erzählungen, Anekdoten, kurzen dramatischen Szenen vorwiegend erzieherischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Inhalts und gehören zu den interessantesten Schriften dieses originellen Autors. Heliin wurde durch sie sogar auf den Gedanken gebracht, Pestalozzi könnte Talent für das Theater haben, und dieser griff denn auch den Gedanken sofort auf und erkundigte sich nach einem dramatischen Stoffe, der in Wien Eindruck machen könnte — auch das nur als Mittel zu dem ihm höheren Zweck.

Die Einleitung des „Schweizerblattes“ bildet ein Gespräch des Herausgebers mit dem Leser, worin er diesem seine Absicht mitteilt, ihm „alle Donstag abends zwischen drei und vier Uhr das, was mir eben zu Sinn kommen wird, kurz und gut und gerade ins Angesicht zu sagen“, und worin er von sich selbst ein Bild entwirft voll Bescheidenheit, Ehrlichkeit und Humor, wie nur Pestalozzi es konnte, und so mag denn ein Abschnitt daraus diesen Aufsatz beschließen:

„Leser: Achtest du das Lesen für gar nichts? — Autor: Wohl freilich! — L. Wofür denn? — A. Für einen Wagen, den Kinder zum Spaß und Narren zum Pracht umherfahren, auf dem aber geschcidte Leute das Nötige aufladen und heimführen. — L. Möchtest du, daß die zünftigen Leser dich gar unter den Bank würfen? — A. Das eben nicht. — L. Wenn

du das nicht willst, so mußt du nicht so reden, du mußt dich vielmehr aufpuzen, eine Perücke aufsetzen, deine Doctortitel vorweisen, und wenn du jemand etwas abstiehlst, ihn als einen, der weit unter dir ist, behandeln. — A. Dies alles kann und mag ich nicht. — L. So werden dich von unsern Leuten wenige lesen. — A. Hä, ä Gottes Namen. — L. Du bist gewiß noch kein Autor? — A. Nein, ich bins's nicht. — L. Was bist du denn? — A. Was weiß ich! nichts anders. — L. Es scheint mir: ein Kind. — A. Ei ja wohl, ich war in meinem Leben immer ein Kind, darum aber bin ich auch tausendfach von jedermann gespielt worden. — L. Aber so einer sollte in einem Winkel sitzen, sich schämen und schweigen. — A. Sie haben ganz recht, gnädiger Herr. — L. Warum tust es denn nicht? — A. Hab's auch getan eine lange Zeit; aber es dauern mich hie und da viele Leute, mit denen man auch so spielt wie mit mir, und denen möchte ich gern dann und wann einen guten Rat geben. — L. Deine Sprache ist nicht hoffärtig. — A. Und mein Herz auch nicht. — L. Aber du nähmest doch nicht Dienste? — A. Nein, ich diene nicht gern. — L. Du bist also stolz? — A. Ein wenig. — L. Und sagst es noch selber? — A. Warum das nicht? — L. Ich fürchte, du seiest noch immer ein wenig Kind. — A. Will's bleiben bis ins Grab; es ist einem so wohl ein wenig Kind zu sein, zu glauben, zu trauen, zu lieben, zurück zu kommen von Fehlern, Irrtum und Torheit, besser und einfältiger zu sein als alle Schelmen, und durch ihre Bosheit zuletzt denn auch weiser werden als sie. Gnädiger Herr, es ist eine Lust, trotz allem, was man siehet und höret, immer das Beste glauben vom Menschen, und ob man sich täglich irret, doch täglich wieder ans Menschenherz glauben und Weisen und Toren, die einen beiderseits irrführen, verzeihen. — L. Du bist ein sonderbarer Kerl! Dein Alter? — A. Fünfunddreißig. — L. Wovon willst du reden? — A. Von allem, Klein und Großem, was zum Hausbrauch gut ist. — L. Willt du immer eigne War bringen? — A. Ich hab etwas eigne Ware, aber wenn fremde mir besser gefällt, so bring ich nicht meine. — L. Willt du auch von der Erziehung reden? — A. Wenn's der Anlaß gibt,

will ich von ihr reden, aber auf ihr herumreiten will ich nie.
— L. Bist du verheuratet? — A. Schon zwölf Jahr. — L. Hast du Kinder? — A. Einen Knaben. — L. Ist er gesund? — A. Ja, Gott Lob! — L. Ist er munter? — A. Das denk ich. — L. Bist du ihm lieb? — A. Ja. — L. Lassest du ihn lustig machen? — A. Ja freilich. — L. Worauf kommt's dir an in der Erziehung? — A. Auf sein ganzes Herz. Wenn ich da habe, so hoffe ich alles andere. — L. Das ist herzlich. — A. Aber die Hauptsache. — L. Was diese? — A. Ob Sie mir erlauben wollen, daß ich alle Wochen Ihnen so auf einem Bogen sage, was ich will. — L. Ja, das ist die Hauptsache! — A. Natürlich. — L. Nur noch ein paar Worte: bist du einer der Leute, denen nie nichts recht liegt? — A. Nein. — L. Liegt dir alles recht? — A. Auch das nicht. — L. Brauchst du über alles dein Maul? — A. Nein, wahrlich, ich gehe nicht gern aus meinem Ader heraus. — L. Schweigst du zu allem? — A. Wenn mir etwas ans Herz geht, so kann ich nicht schweigen. — L. Bist du nicht hartnäckig? — A. Darnach es ist: der eine kann mich wie ein Faden um den Finger winden, ein anderer findet mich wie Stachel und Eisen. — L. Also hast du wohl auch Feinde? — A. Ja, freilich. — L. Hast du aber auch Freunde? — A. Ja, wahrlich. — L. Bist du einer von denen, welche den armen Leuten ihren Rosenkranz und ihre Betbücher verspotten? — A. Nein. — L. Liebst du Voltaire? — A. Nein. — L. Aber Rousseau? — A. Diesen mehr. — L. Und Ganganelli (Papst Clemens XIV., der 1773 den Jesuitenorden aufhob)? — A. So gut als Luther. — L. Und die Physiognomik (die von Pestalozzis Freund Lavater in Mode gebrachte Kunst, aus der Bildung der äußern Körperteile, besonders der Gesichtsbildung, auf die seelischen Eigenschaften eines Menschen zu schließen)? — A. Ich bin häßlich. — L. Machst du auch Lieder? — A. Ich kannt's nicht. — L. Aber liebst du sie? — A. Wenn sie kurz und gut sind. — L. Liegt dir das Wunderliche und Nagelneue sehr am Herzen? — A. Nein, ich bin von altem Schrot. — L. Liebst du nichts Neues? — A. Wohl freilich. — L. Bist du ein Belletrist? — A. O je! Ludwig XVI. stellte ja diese an Pranger. — L. Was bist

du dann? — A. Ohne Anmassung für irgend etwas. — L. Nun, ich will sehen, was du anbringst. — A. Wie lange? — L. Auf drei Monate. — A. Mehr will ich nicht. — L. Also auf Wiedersehen! — A. Auf künftigen Donnerstag, will's Gott.“

Baden in vorgeschichtlicher Zeit.

Jojo Pfiffer.

Die anmutige Sage von der Entdeckung der Heilquellen in Baden beim Auszuge der Helvetier nach dem schönen Südgallien im Jahre 58 vor Christus trägt doch allzusehr den Stempel einer späten gelehrten, vielmehr halbgelehrten Erfindung an sich, als daß man ihr irgendwie geschichtlichen Wert beilegen könnte. Schon der innere Widerspruch verbietet das. Woher haben Sigawin und Ethelfried, wenn sie doch helvetischen Stammes sind, ihre schönen, rein deutschen Namen? Die Helvetier waren Kelten, deren Sprache der der Römer näher steht als der deutschen. Die Namen selber zeigen deutlich symbolische Bedeutung: er, der den „Sieg gewinnt“, erringt damit den „edlen Frieden“. Sodann berichtet Cäsar, der Überwinder der Helvetier, daß diese bei ihrem Auszuge 12 Städte und 400 Dörfer niederbrannten. Das Land war also ordentlich dicht bevölkert. Und da sollen die warmen Quellen im Limmattale, wo zu allen Zeiten die wichtigsten Verkehrswege vom Westen der Schweiz nach dem Osten durchgingen, noch im gänzlich unbekanntem Urwald gelegen haben? — Bis in die neueste Zeit wußte man von der ältesten Geschichte unseres Landes nur das, was die Römer berichtet haben; man wußte, daß vor ihrer Herrschaft Kelten da lebten: also schrieb man alles Alte den Römern oder Kelten zu. Was man nicht wußte, existierte auch nicht.

Im Jahre 1907 fand man in St. Moritz im Engadin eine uralte Quellensfassung: zwei große, aufrecht stehende Holzröhren, umgeben in geringem Abstand von zwei ungefähr rechteckigen hölzernen Umfassungen, deren Zwischenräume mit fest-